

Wiener Stadt-Bibliothek.

159633 Ja

Wiener Stadt-Bibliothek.

159633 Ja

Ja 159. 633

K A R L K R A U S

D I E F A C K E L

Nr. 341/342
27. Januar 1912

II



K O R R E K T U R
des letzten Umbruchs

Unvollständig
(S.13-20 & 23-44 fehlen)

H. I. N. 776. 072

VEREINIGTE STAATEN

POSTOFFIS

NO. 311 312
7. Januar 1912

POSTOFFIS

des letzten Jahres

Involuten

18-12-11 10-11-11

3-1-11

J. 11 *im Klim*
Korrekturen

DIE FACKEL

oh
unterfragen
schade

Nr. 341/342

27. JANUAR 1912

XIII. JAHR

Glossen

Von Karl Kraus

Bevor der Humor in seine Rechte trat

was er bei den Humorlosen immer tut, ist es laut Programm sehr wehevoll im Künstlerhaus zum Sylvester zugegangen. Denn der Sylvester, also wie das ist, wenn ein Jahr auf das andere folgt, nämlich das junge auf das alte, ist ein Problem, das echte Künstlernaturen noch immer bewegt, so daß sie nicht anders können, sondern müssen. Da tritt dann plötzlich — der Humor war eigentlich schon früher in seine Rechte getreten — eine bange Pause ein, man hört das Herz der Zeit klopfen, und der Vorstand Ritter v. Weyr, der Schöpfer der »Macht zur See«, jenes monumentalen Werkes, durch das man direkt vis-à-vis dem Kohlmarkt an das Walten der Elemente erinnert wird, indem daß nicht nur ein empörter Hilfsämterdirektor den Dreizack schwingt, sondern auch der obstinate Amtsdienar Wotruba den Akt nicht holen will, also er erhebt sich und hält eine ebenso hinreißende wie formvollendete Neujahrsrede. Er spricht vom Jubeljahr der Künstlergenossenschaft und macht darauf aufmerksam, daß es »in dieser mitternächtigen Stunde zu den Schatten schwindet und uns nur den Abglanz in der Erinnerung zurückläßt«. Schon bei dieser Stelle wird den Künstlern so quisiquasi zumute und ein Aquarellist möchte die Stimmung festhalten und läßt sich zu einem »Prost!« hinreißen. Aber ein »Stilentium!« aus der Runde der feuchtfrohlichen und dennoch die Weihe des Augenblicks erfassenden Gesellen weist ihn zurecht und der Schöpfer der Macht zur See fährt fort: »... trat die Wiener Seele mit allen Reizen ihrer Unmittelbarkeit an uns heran und schmückte uns zu einem Feste, das unsere bescheidene Absicht weit überbot«. Die Wiener Seele mit allen Reizen ihrer Unmittelbarkeit, die auch an mich



herantritt und Fahr'ma sagt, worauf ich jedesmal zum Nordwestbahnhof fahre und von dort nach Berlin, sie »warf ein Kleid uns um die Schultern, wie wir es kostbarer nicht ersinnen konnten«. Es war nämlich — ostentativ gegen Poirer — »aus Sympathie und Wohlwollen gewoben«. Ohne Zweifel. Was im Künstlerhaus an den Wänden hängt, hat noch nie vergebens an die Sympathie und an das Wohlwollen der Wiener Seele appelliert. Denn die Bilder, die sie malen, sind fast so schön wie die Bilder, die sie sprechen. »Wie eine Taubenschar«, sagt der Vorstand, »umflatterten die Genien der Freude unser Heim und Blüten über Blüten der freundlichsten Gesinnung überdeckten es bis an den Giebel.« Das Gleichnis stimmt aber insofern doch nicht, als von einer Taubenschar alles eher als Blüten der freundlichsten Gesinnung zu erwarten sind, während wieder nicht von den Genien der Freude der viele Dreck auf die Bilder kommt. Aber spreche einer mit Künstlern, die ihr fuchzigjähriges Jubiläum hinter sich haben! Versuche es einer, ihnen auszureden, daß die Genien unterstützende Mitglieder der Künstlergenossenschaft sind! Der Mai sei so wundervoll gewesen, glaubt der Vorstand, weil ein Verein jubiliert hat. Der Himmel hat ein Einsehen gehabt, »und es konnte sich niemand wundern, wenn sich der Wunsch auf unsere Lippen drängte: Sonne, stehe still, damit wir diese Freuden voll und ganz genießen können«. Aber die Sonne nahm Abstand, dieses Wunder im Wiental zu verrichten, sie beeilte sich im Gegenteil unterzugehen, denn es grauste ihr vor jenen Gschnasfesten, wo Künstler ihre Freuden voll und ganz genießen. Trotzdem fürchtet der Vorstand, daß die Künstlergenossenschaft sich »nicht mehr werde überbieten« können, und hofft nur, daß »die Genien unseres Jubiläums endlich dieser Genien habhaft werden«. Dazu ist es aber unerläßlich, daß man endlich dieser Genien habhaft wird, und es ist einfach ein Skandal, daß das Extrablatt, welches doch so häufig goldene Hochzeiter — Ehre wem Ehre gebührt — abbildet, noch nicht die entsprechenden Genien gebracht hat. Ich möchte zum Beispiel fürs Leben gern einmal den Genius des Herrn Ameseder zu Gesicht bekommen. Auch der des Herrn Veith muß ein sympathischer Genius sein. »Wir wollen«, rief aber der Vorstand, »aus unserer eignen Kraft unser Herz erheben zu immer höheren Zielen, um in dem Kampf

der Geister stets unter den Vordersten zu sein. Was für ein Kampf der Geister? Was gibts da für einen Kampf der Geister, wenn der Bankier Teitelbaum eine Landschaft bestellt, die zum Sofa paßt? Wir wollen also. Und in dieser Absicht soll uns nichts behindern, selbst wenn wir Unfreundlichkeit auch fernerhin begegnen -- wir wollen geizen mit dem Augenblick, den wir damit verlieren würden, sie zu erwidern, und unser Ziel im Auge behalten. Die Unfreundlichkeit, das bin ich. Aber das bin ich nicht! Tadle ich denn die vielen anderen Genossenschaften, die es gibt und die nicht vom Genius reden? Die auch ihre Berufsinteressen wahrnehmen, auch ihre Ausschußsitzungen und Vergnügungsabende haben, bei besonderen Gelegenheiten gewiß auch in den Phrasen sprechen, die ihnen das preßverjauchte Zeitalter in den Mund gestopft hat, aber doch, weiß Gott, sich nicht zu der Verkündung versteigen: »Gewappnet werden wir die Gaben des entschwundenen Jahres wie ein goldenes Vließ bewachen, damit keine Argonauten künftiger Zeiten es uns rauben, aber wir werden auch unsern Blick schärfen, damit wir die Truggestalt der Selbstzufriedenheit erkennen, denn nur die Selbstkritik kann uns den Sinn gewinnen, die Flüstertöne einer werdenden Zeit deutlich zu vernehmen.« Die Künstlergenossenschaft soll sich nur nicht darum reißen; denn was sie diesen Flüstertönen entnehmen könnte, wären günstigsten Falles Urteile wie: »Der letzte Kitsch«, »Weg mit den Schinken!«, »Ramt's m'r die Toten weg!«, und was das goldene Vließ anlangt, so ist der Vergleich nur insofern glücklich, als die Argonauten die Vertreter der Kultur sind und die Mitglieder der Künstlergenossenschaft im dunkelsten Kolchis wohnen, wenn anders sie nicht das goldene Vließ mit der goldenen Salvator-medaille verwechseln. Mit dieser Auffassung in Widerspruch steht aber die Versicherung des Vorstands, daß »die Welt immer offener und freier wird, immer inniger durchdringen sich die Geisteswerte verschiedenster Kulturen, die einander befruchten und immer neue Erkenntnisse gebären. Sie zu ignorieren wäre Selbstvernichtung, doch sie im Keime zu erlauschen, sichert uns die Zukunft. Wir wollen diese Schätze heben, um durch sie das Inventar des geistigen Besitzes unseres Volkes zu vermehren.« So ungefähr, nur etwas weniger geschwollen, haben eigentlich die Argonauten gesprochen, die Vereinsmeier aber verstehen unter der Welt die »Alte Welt« und

Kolchis ist ihre »Grüne Insel« und in der Schlaraffia läßt sich wohl leben und was fangen sie mit dem angebrochenen Abend an? Sie wollen »wehrhaft auf den Zinnen stehen«. Auf was für Zinnen? Wo wird schon wieder gekämpft? Daß doch immer die, die nicht malen oder nicht schreiben können, im letzten Moment glauben, kämpfen zu müssen. Sie wollen sich offenbar nicht wehrlos ergeben, wenn andere kommen, die nur malen oder schreiben können. Wer nicht begabt ist, muß gewappnet sein. Sie können nichts; aber man soll nicht sagen, daß sie nicht Mann für Mann dafür eingestanden sind! Da sei Gott vor. Und der Vorstand »schloß mit einer begeisterten Apostrophe an den Lenker der Geschicke, den rechten Weg stets erkennen zu lassen, damit unsere Epigonen dereinst in gleicher Verehrung auf uns blicken, wie wir auf die, die uns vorangegangen«. Da scheint sich eine angenehme Generation herauszuwachsen. Es wird Kasparides-Epigonen geben und mir wern nimmer leben. Was aber die begeisterte Apostrophe an den Lenker der Geschicke der Künstlergenossenschaft betrifft, so wird es immer klarer, daß nicht Gott, sondern geradezu der Truchseß Dobner von Dobenau gemeint sein muß . . . Und schon lese ich den Namen. Hier aber geht die Weihe endlich in den Humor über, der bereits ungeduldig trampelt, um in seine Rechte zu treten. »Die tiefe Bewegung, in welche die Versammlung durch die Rede Weyrs versetzt worden war, ebte nur langsam ab; sie brauchte einige Zeit, bis sie wieder der Sylvesterulkstimmung wich, die den Abend über herrschte.« Das alte Jahr war zu den Schatten geschwunden, da kam der Humorist Grünbaum mit neuen Nummern und ließ die Flüstertöne einer werdenden Zeit deutlich und mit ganz bestimmtem Tonfall vernehmen. Aber dann »lief das Hauptstück des Abends, durchaus Eigenbau der Genossenschaft vom Stapel«. Aha, das Schiff der Argonauten, Macht zur See, Ebbe, Kultur, Kampf der Geister? Ja, beim Bäckern! Was viel Schöneres. »Maler Koch, Bildhauer v. Lewandowski und Architekt Seidl (von den Malern Nowak, Ranzoni und Architekt Theiß bis zur Täuschung kopiert), führten tief sinnige Sylvestergespräche, warfen das verhutzelte alte Jahr (Maler Lang) zur Tür hinaus und begrüßten mit Jubel das berückend schöne neue Jahr (Bildhauer Fänner in verführerischem Kostüm).« Halt! Der saß früher einmal auf einem Einspannerpferd! Warum diesmal nicht? Und was soll das Ganze? »Das junge Jahr 1912

enthüllt ihnen den Ausblick auf den — Mäzen.« (Die Vertreter der Presse machen einen schelmischen Gedankenstrich.) »Die Büste mit den goldbeschwerten mehreren Händepaaren ähnelte frappant Herrn v. Dobner.« Was hab' ich gesagt? Nun aber kam der Clou: »als Ranzoni an Lewandowski in dessen eigener Stimme und Redeweise eine Ansprache hielt, deren köstliche Pointe stürmische Heiterkeit weckte.« . . . Ein jüngerer Kunsthistoriker, dem ich den Fall vorlegte, meinte, daß es eine symbolische Handlung sei: im neuen Jahr werden die Maler der Künstlergenossenschaft voneinander nicht zu unterscheiden sein und der eine wird den andern mit der Stimme des andern bitten, mit dem Pinsel des einen zu malen; und der Lenker der Geschicke werde es zufrieden sein; es solle ein Hauptgaudium werden. Ich aber meinte, warum man dann das alte Jahr überhaupt hinausgeworfen habe. So schön wie das neue sei es doch auch und bei fünfzig komme es nicht mehr darauf an. Während ich so sprach, trat der Humor in seine Rechte und eine Verwirrung in der Kausalität ein. Ich hörte den Lewandowski sprechen und es war der Ranzoni, einer erhob sein Glas und begehrte auf den Busen der Wienerin anzustoßen, weil darin das Schöne und das Gute jederzeit wallt, die Wiener Seele trat mit allen Reizen ihrer Unmittelbarkeit an einen Christusbart heran und man vernahm die Flüstertöne: »Gehns weg Sie Schlimmer!«, die Genien der Freude bekamen die Seekrankheit, ein Truchseß blickte zum goldenen Vließ empor, die Sonne stand still, und eine Taubenschar ließ sich auf einem Schlapphut nieder.

* * *

Morgen jährt sich

zum hundertstenmal der Geburtstag Eduard van der Nülls, des Erbauers unseres Opernhauses und unstreitig eines der bedeutendsten Architekten, die im neunzehnten Jahrhundert zum Ruhme österreichischer Kunst gelebt und gewirkt haben . . . Das künstlerische Schaffen Van der Nülls war mancherlei Anfechtung ausgesetzt . . . Niemals wurde aber das schöpferische Talent, wie es sich in Van der Nülls Bauten dokumentiert, angefochten, und nichts ist wohl lächerlicher, als wenn sich manche Talentlosigkeit unserer Tage bloß aus dem Grunde in eine Parallele mit dem großen Baukünstler zu stellen wagt, weil man ihrer Bocksprünge spottet. Mit dem bekannten Vers:

Der Siccardsburg und der Van der Nüll,
Die suchen einen neuen Stil,
Griechisch, gotisch, Renaissance,
Das ist den beiden allesans,

war es nicht so böse gemeint, und beide lachten herzlich über das gelungene Scherzwort. Den im Jahre 1868 durch Selbstmord erfolgten Tod Van der Nülls brachte man fälschlich in Zusammenhang mit den vielen Gemütsaufregungen, ohne die kein größerer Bau geführt werden kann. Ein Künstler wie van der Nüll fand in sich selbst Befriedigung und die Kraft, sich über Kämpfe und Widerwärtigkeiten emporzuheben. Im selben Jahre noch wurde Siccardsburg von einer akut aufgetretenen Krankheit dahingerafft. Die Stadt Wien hat diesem Künstler- und Freundespaar ihre Dankesschuld noch nicht abgetragen

Das schreiben die Seligmänner von heute. Die Seligmänner vor vierzig Jahren haben sich über die Bocksprünge einer Talentlosigkeit lustig gemacht. Die Seligmänner nach vierzig Jahren werden sagen, daß eine Talentlosigkeit, welche Bocksprünge macht, sich nicht in eine Parallele mit dem großen Baukünstler stellen dürfe, dem man 1911 zwar ein bißchen Gemütsaufregungen verursacht, aber sonst volle Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Und wenn der Künstler, der immer das Unglück hat, Zeitgenosse der Seligmänner zu sein, und der immer darauf gefaßt sein muß, mit ihnen zwischen Tür und Angel der Unsterblichkeit zu karambolieren, wenn dann so einer doch einmal durch Selbstmord endet, so sagen immer die Seligmänner, die da kommen werden, es sei gar nicht so böse gemeint gewesen, sterbend habe sich der Künstler über ein gelungenes Scherzwort des Wienerers, der nicht untergeht, gefreut und überhaupt dürfe man nicht so sein, und das Leben sei erträglich, solange noch auf Renaissance allesans gereimt werden kann. Und die Stadt Wien, die dem Künstler bei Lebzeiten sein Haus und nach vierzig Jahren ihre Dankesschuld abtragen will, ist für die Ewigkeit gebaut. Und der Künstler ist unsterblich mit Nachsicht von vierzig Jahren, die ihm von seinem Leben in Abzug gebracht werden. Und die Seligmänner sind nicht unsterblich, aber sie sterben nicht aus.

* * *

Ein Vorschlag

Im Hofburgtheater ist die Repertoirebildung infolge Erkrankung mehrerer Mitglieder auf Schwierigkeiten gestoßen. Nunmehr sind auch die Herren Loewe und Zeska unpaßlich gemeldet. Infolgedessen mußten

schon für die morgen und Sonntag stattfindende Aufführung der ‚Wallenstein‘-Trilogie Umbesetzungen stattfinden. In ‚Wallensteins Lager‘ spielt Herr Höbling anstatt des Herrn v. Zeska den wallonischen Kürassier, den Octavio spielt Herr Seydelmann an Stelle des Herrn Heine, den Illo Herr Jenbach an Stelle des Herrn Loewe, den Terzky Herr Prechtler an Stelle des Herrn Zeska . . .

Es ist ein Glück, daß die Repertoirebildung auf Schwierigkeiten stößt, und es ist ein Jammer, wenn man sieht, welche Leute jetzt unpäßlich werden. Früher einmal spürte man die Lebenskraft des Burgtheaters, wenn man auf dem Zettel die Liste fand: Unpäßlich: Die Herren Sonnenthal, Lewinsky und Robert, die Damen Gabillon, Hartmann und Mitterwurzer. Man erschrak nur, wenn man erst abends auf der roten Schleife las, daß statt Sonnenthals Herr Zeska spiele. Jetzt werden die Leute unpäßlich, die damals einsprangen. Es stünde also eigentlich besser als damals — wenn nicht wieder andere Leute einsprängen, die damals auch nicht der Katarrh eines Großen möglich gemacht hätte. Der Freiherr von Berger aber ist der Meinung, daß die Schottengymnasiasten sich den Wallenstein mit verteilten Rollen doch nicht so zu Gemüte führen könnten, wie es ihnen mit Hilfe jener Schauspieler geschieht, die er engagiert hat, weil sie früher am Schottengymnasium gewirkt haben. Darin irrt er. Die Schottengymnasiasten treffens besser, wenn sie unter sich bleiben. Für das Burgtheater gäbe es nur eine Rettung. Ich sage nicht, daß es gesperrt werden soll. Aber ich behaupte, daß die Budapester Orpheumgesellschaft Musterleistungen bietet, welche in der Wiener Schandpresse nicht kritisch besprochen werden dürfen, sondern annonciert werden müssen. Es gibt kein Theater in Wien, dessen Leistung — von Girardis Einzigkeit abgesehen — an das wahre Theatervergnügen auch nur heranreicht, das die Herren Eisenbach und Rott gewähren. Von den Chargenkünsten der Unbekannten dieses Ensembles könnte ein Dutzend Reinhardts seinen Regieruhm bestreiten. Die Literatur dieses Theaters steht dort, wo sie Kulturbilder des kleinbürgerlichen Judentums stellt, turmhoch über dem in seiner Unbewußtheit frech auftrumpfenden Judentum der Produktion, welche die anderen Theater füllt, und ist in ihren Ordinärheiten lustiger. Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß in der Region der Eisenbach und Rott eben das in Kunst aufgelöst wird, was in der Unmittelbarkeit der Treumann und Kramer die empörende Identität mit dem kommerziellen Leben ausmacht, und

daß jene es vermögen, den Geschäftsreisenden so hinzustellen, daß man ihn umarmen möchte, während diese ihn dem Haß der Kundschaft preisgeben. Trotzdem dürfte es kein Wiener Literat wagen, einer Wiener Zeitung hinter dem Rücken der Administration ein Feuilleton oder auch nur eine Notiz über Wiens letzte und lebendigste Schauspielerei anzubieten: es gehört in die Kulturgeschichte, daß das, was in diese gehört, in den Annoncenteil der Tagespresse kommt. Und es ist möglich, daß vor einem Wiener Bezirksgericht ein Beleidigungsprozeß darüber abgeführt wird, daß Theaterleute ödesten Kalibers den Vergleich mit einem Spiel »wie am Budapester Orpheum« als Schmähung beabsichtigt oder empfunden haben. Im Angesicht der Talentlosigkeit, die sich auf den Wiener Bühnen breitmacht, ist das Anzünden einer Zigarette strengstens untersagt, man kennt die Verlockung und verschärft deshalb die feuerpolizeilichen Maßregeln. Das Lokal der Orpheumgesellschaft ist rauchig und wenig geräumig. Ich sage nicht, daß das Burgtheater gesperrt werden soll. Aber ein Theater, das ohne Tragöden, ohne Tragödin, ohne Helden, ohne Heroine klassische Vorstellungen herauszubringen versucht, wird am Ende doch zu der Überlegung kommen, welche Konsequenz es aus seiner breiten räumlichen Gelegenheit zu ziehen habe. Gewiß könnte ich zum Beispiel ohneweiters stimmlich das ganze alte Burgtheater ersetzen; ich tue es unter der Direktion Berger nicht. Aber das beste Wiener Ensemble spielt in einem Hotelsaal. Mein Vorschlag ist ganz ernst gemeint. Der Theaterzettel brauchte deshalb nicht jede Erinnerung an die Tradition des Burgtheaters zu verleugnen. Im Gegenteil, ich wäre dafür, daß in diesem Punkte der Pietät weitester Spielraum gelassen wird. Tief unten könnte die Spielunfähigkeit des ganzen heutigen Ensembles vermerkt sein: Gesund die Herren Reimers, Höbling u. s. w.

* * *

Die Arbeiter-Zeitung läßt sich hinreißen

»Dichter und Publikum. In Wels wurde Schönherr's Dichtung ‚Glaube und Heimat‘ aufgeführt. Das Theater war von protestantischen Bauern aus der Umgebung dicht besetzt. Als der Vorhang zum letztenmal gefallen war, erhoben sich alle und sangen das alte Luthersche Kirchenlied: ‚Eine feste Burg . . .‘ Ein Dichter hat den Hall erweckt!«

Aber, aber, wer wird denn! Hat denn ein Wahlkompromiß zwischen Luther und Lassalle Aussichten? Und wenn die Kanzel keine Tribüne sein soll, darf die Bühne Kanzel und Tribüne sein? Und ist es Sache eines Dichters, einen Hall zu erwecken? Ist es nicht eher ein Beweis gegen den Dichter, wenn nachher gesungen wird? Und singen die Bauern nicht, was ein Agitator intoniert? Und schläge Ganghofer nicht auch wie ein Blitz in die Gemüter? Und hat denn »Glaube und Heimat« in Wien versagt, weil die Kommerzialräte nicht »Eine feste Burg« gesungen haben? Ist es ein Beweis für Schiller, wenn die Bauern den Darsteller des Franz Moor nach der Vorstellung prügeln? Hat ein Dichter den Hall erweckt, wenn im Boulevardstück einer ruft: »Es ist die Pflicht der Großbanken, notleidenden Kaufleuten beizustehen!« und aus der Loge eine dicke Dame, im Umfang einer Konkursmasse, antwortet: »Braawo!«? Und überhaupt, was geht Gott die Sozialdemokraten an? Warum begeistert sich die »Arbeiter-Zeitung«, wenn ein Dichter einen ihr fremden Hall erweckt hat? Wann wird sie einmal zu melden haben, daß ihr eigener Hall einen Dichter erweckt habe?

* * *

Man überschätzt das

... Nach Mitternacht hielt Vorstand Dr. Krücl die Neujahrsrede. Er wies auf die Sängerreisen hin, welche der Männergesangverein im abgelaufenen Jahre unternommen hatte und die gewiß zum Frieden beigetragen haben, so nach Budapest und nach Italien. Diese Reisen seien ein Versöhnungswerk gewesen. Die dritte Reise nach Brünn habe bewiesen, daß das deutsche Volk mit dieser versöhnenden Mission des Vereines einverstanden sei. . . .

Daß in der Politik Imponderabilien entscheiden, habe ich oft gehört, verstehe es nicht und glaube es. Daß in der Politik die Männergesangvereine entscheiden, fürchte ich. Dennoch glaube ich, man überschätzt die politische Wirkung des Liedes »Därf i's Dirndl liaben?« Ich würde als König die Frage glatt mit »Nein!« beantworten, die fünfhundert Herren ins Wirtshaus schicken und Krieg führen.

* * *

Ein Gedicht

Der Herausgeber der »Zukunft«, dessen Beziehungen zur Lyrik stadtbekannt sind, hat gehofft, sich durch ein Nachdruckverbot gegen Indiskretionen schützen zu können. Er hätte es am

liebsten, wenn die Sache zwischen ihm und seinen Lesern abgetan wäre. Das spricht für eine gewisse Feinfühligkeit, die aber im Literaturleben nicht berücksichtigt werden kann. Es ist nachgerade unerlässlich geworden, die Gedichte, welche die ‚Zukunft‘ als Originalbeiträge bekommt, in der ‚Fackel‘ nachzudrucken, auf die Gefahr hin, daß ein Nachdruckshonorar für Arbeiten gezahlt werden müßte, für die kein Honorar gezahlt wurde. Ein Verbot kann mich nicht schrecken, seine Übertretung könnte nicht geahndet werden, weil ich unter unwiderstehlichem Zwang gehandelt habe. Es gibt keinen Richter in der Welt, der mit gutem Gewissen entscheiden würde, daß ich hätte weiterleben können, ohne mich an diesen Kostbarkeiten zu vergreifen. Es ist höchstens eine Platzfrage. Aber man wird mir nicht nachsagen können, daß ich lieblos mit dem folgenden Poem verfahren sei, da ich ihm fast jede zweite Strophe weggenommen habe. Vielmehr hätte ich auch die andern streichen können, ohne dem Gedanken nahezutreten. Aber für das Verständnis der Handlung scheint mir durch die gewählte Art der Verkürzung viel gewonnen. Natürlich bin ich, wenn der Dichter darauf bestehen sollte, bereit, die weggelassenen Strophen nachzutragen. Zwar wird man glauben, daß ich mir die Mühe genommen habe, das Gedicht zu erfinden und es Herrn Harden und dem angeblichen Autor aufzubringen. Aber dieser lebt in Wien, gehört zu den Dichtern, die vom österreichischen Staat subventioniert werden, heißt Dworatschek, und Schuft mein Name, wenn die folgenden Strophen nicht wörtlich so in der ‚Zukunft‘ stehen:

Die blinde Marie.

Am Wegrand sitzt die blinde Marie,
Die hockt so still und stumm.
Die Kinder im Dorfe kennen sie
Und spielen um sie herum.

Laut jubelnd tollt der Kinder Schar
Im lichten Sonnenschein,
Wie klingt so hell und silberklar
Ihr Ringel-Ringel-Reihn.

Da läuft heran ein blondes Kind,
Das neckt und hänselt sie,
So ahnungslos, wie Kinder sind:
»Komm', fang' mich, blinde Marie!«

Sie aber zürnt und hadert nicht
Und herrscht's nicht rauh zur Ruh.
Nur leise zuckt's über ihr Gesicht,
Als wollte sie weinen dazu.

Und still ergeben im Gemüt
Die Hände faltet sie,
Und sitzt so still und lächelt so müd'
Die alte, blinde Marie.

Und da ich so sie sitzen sah,
Als lauschte sie fernem Klang,
Da wußt' ich nicht, wie mir geschah,
Mir ward ums Herz so bang.

Da ging's mir plötzlich durch den Sinn:
»Du alte, blinde Marie,
Wie Viele schreiten durchs Leben hin
Und schauen die Sonne nie!

Und fristen ihr Sein in Nacht und Not
Und sind alles Schimmers bar,
Ist all ihr Hoffen und Wünschen tot,
Und harren doch immerdar;

Und sitzen einsam am Straßenrain,
Verlassen, wie Bettler sind,
Und um sie spielt im Sonnenschein
Das Glück, das törichte Kind.

Sie aber hadern und zürnen nicht
Und herrschen's nicht rauh zur Ruh',
Nur leise zuckt's über ihr Gesicht,
Als wollten sie weinen dazu.

Und still ergeben im Gemüt
Die Hände falten sie,
Und sitzen so stumm und lächeln so müd'
Wie die alte, blinde Marie.

Paul Wilhelm.

Gelobt seist du, Marie! Willst du nicht aufstehn, Wilhelm?

Eine Entdeckung

»Ein Zufall hat uns ein Bändchen von Gedichten zugeführt, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Ja, es scheinen sogar alle Spuren verwischt worden zu sein, die auf den Verfasser hindeuten könnten, denn nicht nur sein Name, sondern auch der Verlag bleibt ungenannt. »Kling-Klang aus verschiedenen Zeiten. Meinen geliebten Eltern zugeeignet von Eugenie. Weihnachten 1911«, das ist alles, was die Titelschrift sagt.

Trotzdem ist es der Neuen Freien Presse gelungen.

Ein Teil der Gedichte trägt tatsächlich einen familiären Charakter und ist den Eltern und sonstigen Verwandten gewidmet. Andere Gedichte entspringen den Natureindrücken, die auf verschiedenen Reisen gewonnen wurden, bei denen der Weg nach Karersee, Sistiana, in die Dauphiné, nach Paris, nach St. Moritz, in die Berniner Alpen, in die Dolomiten und nach Schloß Pichl führte. Trotz des verborgenen Ursprungs dürfte es für weitere Kreise von Interesse sein, den Namen der Verfasserin zu erfahren. Die Dichterin ist Baronin Eugenie Banhans, geborene Leon-Wernburg, die Gattin des Sektionschefs Baron Banhans.

Sehr schön, aber was haben wir davon, wenn man uns lange Zähne macht, wir stürmen zum Sortiment und »Nichts da«, sagt er, »das ist nur für den Baron Banhans!«

Das Bändchen tritt in anspruchslosem Gewande auf, wie es dem vornehm bescheidenen Charakter der Autorin entspricht, die ihre Lebensaufgabe darin erblickt, in stiller Zurückgezogenheit Gutes zu stiften und durch ihr tiefes, edles Gemüt ihre Familie zu beglücken. In den Gedichten kommen diese Anlagen voll zum Ausdruck. Das Büchlein repräsentiert ein Stück echter Lyrik in schöner formenreicher Sprache. Die Verfasserin hat damit ihren Eltern und ihrem Gatten, dem zwei tiefempfundene Gedichte gewidmet sind, eine Weihnachtsgabe von dauerndem Werte gegeben . . .«

Ja aber um Gottes willen, man bekommt doch nicht ohne weiters eine Einladung zu Banhans, wenn man überhaupt nicht verkehrt, und noch dazu zu Weihnachten! Was sind das also für Sachen? Ein schlechter Kerl wie ich bin, hab' ich jetzt wirklich Gusto bekommen und bin imstande und beschaff' mir ein Exemplar. Wenn das aber mit der »Lyrik« dann nicht stimmt, so werde ich die Neue Freie Presse zwingen, dieses Wort aus ihrem Maul wieder herauszugeben und zuzusehen, wie sie anders ihren Journalverpflichtungen gerecht wird.

* * *

Der historische Ton

In einem Referat, in dem Zitate aus Goethe und Zifferer nachdenklich verwoben sind und gesagt wird, daß diese gedankenstarke Dichtung — nicht der Faust — auf den Leser eine mächtige Wirkung ausübe, heißt es:

Wie kaum ein Zweiter, versteht es Zifferer, den spielerischen Liebreiz altfranzösischen Milieus nachzuschaffen. Seine Gestalten tragen nicht nur die wohlklingenden altfranzösischen Namen, sondern man sieht sie förmlich sich im Bannkreis der alten Cité bewegen, wie sie auf den Kupferstichen im Louvre oder im Musée Cluny dargestellt ist . . .

Und vielleicht erlebe ich noch

ein neues Jahr, bei dessen Anbruch die folgenden Dinge sich nicht zugetragen haben:

... und es kostete alle Mühe, ein Zusammenfluten der beiden geteilten Lager zu verhindern, dies umso mehr, als sich in diesen Andrang nur zweifelhafte Elemente, die leicht zu Exzessen neigten, hineingewagt hatten. Während beim Einzuge in die Stadt der Bummel in den Straßen sich fast ruhig und geräuschlos vollzog, begann es um 3/4 12 Uhr in weitem Umkreis um den Stephansplatz laut und lärmend zu werden. Meist waren es halbwüchsige Burschen und fragwürdige Gestalten von der Peripherie der Stadt, die jetzt den Ton angaben.

Bitte, nichts mehr davon!

Mit aner kennenswerter Ruhe und einer nachsichtigen Milde hatte die Polizei ihre Pflicht getan, und die Sylvesterlaune, soweit diese die Grenzen des Zulässigen nicht überschritten hatte, austoben lassen.

Bitte, nicht!

Wenn man davon absah, daß Gruppen von Burschen der Vorstadt einen Indianerkopfputz angelegt hatten und sich als »Indianer« wild gebärdeten, sah man fast gar keinen Mummenschanz auf der Straße. Einige Leute trugen trotz des schönen Wetters einen verbogenen Regenschirm, junge Paare zeigten ihre übermütige Stimmung, indem sie Tänze aufführten, dann sah man einen Schornsteinfeger, der Rosen feilbot, die ihm im dichtesten Gedränge aus den Händen gerissen wurden.

Bitte, nicht mehr sagen, daß es geschehen sei, aber auch nicht mehr sagen, daß es nicht geschehen sei! Sonst spring ich aus und ihr könnt dann sehen, wie ihr mit dem neuen Jahr ohne mich fertig werdet. Daß es die Nacht ist, in der der Hilfsarbeiter seine Saturnalien feiert, der Magistratsdiener dem Dionysos opfert und der Diurnist in der Kärntnerstraße Äonen abknutscht, weiß ich. Aber sprecht mir nicht mehr davon.

* * *

Schlichte Worte

Knapp vor dem Weltuntergang hat die Neue Freie Presse noch eine neue, glückliche Formel für das Wesen der Soireen gefunden. Gesetzt wird die Tatsache, daß sich morgen die Tochter des deutschen Botschafters mit einem Legationsrat vermählen wird. Was tut sich da?

Lange vor 9 Uhr führen Automobile und Equipagen vor dem Palais vor und hielten unter der Loggia. Damen in prächtigen Roben, Herren in glänzenden Uniformen und im ordens-

112

geschmückten Frack stiegen aus und vor dem Gittertor der Einfriedung drängte sich trotz des kalten Winterabends schaulustiges Publikum. An der Dienerschaft in Galalivree vorbei bewegte sich der ununterbrochene Zug der Gäste in die Empfangssalons, in denen der Botschafter und seine Gemahlin die Honneurs machten.

Das ist von schlichter Sachlichkeit und wirkt nach den impressionistischen Einbrüchen der letzten Jahrgänge, nach der Hinopferung des Besitzstandes der Hof- und Personalnachrichten an eine Platte von Beobachtern wie eine Errungenschaft. Wenn uns der Fasching nichts weiter vorbehält als Damen in prächtigen Roben und Herren in glänzenden Uniformen, wollen wir das Leben noch eine Weile mitmachen. Siehe, da trat der Wiener Männergesangverein an Botschafter Herrn v. Tschirschky mit dem Ersuchen heran, zur Feier des Abends mit einem heiteren Programm beitragen zu dürfen. »Herr v. Tschirschky hat gerne angenommen, und so war eine Elitesängerschar von etwa 50 Herren unter Führung des Obmannes . . . Was geschah da?

Die Konversation, die ungezwungen in den Salons schwirrte, wurde durch die Vorträge der Wiener Meistersänger angenehm unterbrochen. . . . Nach dem gesanglichen Intermezzo wurde die Konversation wieder aufgenommen.

Und dann?

Um die Teetischchen sammelten sich kleine Gesellschaften und bis nach Mitternacht ertönte Lachen und Plaudern in den Salons.

Hier wird nicht mehr geschildert, was einer beobachtet hat, sondern hier verrät einer, was er weiß. Die Zeitung dient wieder dem Zweck. Wir wollen nicht, daß man uns etwas vormacht, sondern daß man uns informiert. Wie waren die Roben? Prächtig. Und die Uniformen? Glänzend. Und der Frack? Ordensgeschmückt. Der Winterabend hingegen? Oh, ~~br~~, man hätte keinen Hund . . . Der Reporter beginnt wieder zu schwärmen . . . Maul halten, wie war der Abend, nun . . . Kalt! Richtig. Das Publikum? Ja das ist nicht so einfach . . . Kscht, wie war das Publikum? . . . Schaulustig. Gut, weiter. Die Konversation? Ungezwungen . . . Das ist bisl zu wenig. Was tat sie? Sie, sie schwirrte. Richtig! Aber was ertönte? Lachen und Plaudern. Gut, ab! Und daß mir keiner von euch wieder daherkommt und eso und eso sagt, weil er nicht weiß, ob er eso oder eso sagen soll, wo doch die Sache ganz einfach eso ist und nicht eso.

*
*
*

Vollreife eines Talents, in dem das Geniale irrlichterliert, der Unreife eines nachgeborenen Genies, das vom blitzenden Talent oft schwer zu unterscheiden ist, auf der Oberfläche einer geistigen Verwandtschaft begegnet, entsteht mit Vorliebe jenes fatale Mißverständnis einer Ebenbürtigkeit, das den Vorläufer als den Erfüllenden, den Erfüllenden als den Nachläufer begreift, das der Priorität in jedem Fall das Recht auf Originalität zugesteht und den Grad der geistigen Verwandtschaft an der Zufälligkeit gedanklicher Übereinstimmungen, der Ähnlichkeit gedanklicher Formulierungen, nicht an der Spannweite der geistigen Naturelle mißt. Man hat Karl Kraus mit Swift, mit Talleyrand, mit Lichtenberg verglichen. Man hat ihn mit Saphir und Oskar Blumenthal verglichen. Und zwischen den beiden Polen dieser Vergleichsbedürfnisse, die immerhin mehr als das Problematische seiner Bedeutung fixieren, bewegt sich nach wie vor das weite Flachrund eines kritischen Betriebs, das an Hervorragendem überhaupt nicht Anstoß, geschweige denn dazu Stellung nimmt.

Die einzige literarische Vergleichsmöglichkeit jedoch heißt Lichtenberg. Wer Karl Kraus zu außerdeutschen Satirikern in Beziehung setzt, mag zwar diesen oder jenen charakteristischen Zug beleuchten, der heute schon das ungewisse Selbstporträt dieses einzigartigen modernen Schriftstellers zur künftigen Aufnahme in die Ahnengalerie der souveränen Spötter empfiehlt; insoweit aber diesen Vorfahren die Sprache nur das Mittel war, Ideen und Gedanken auszudrücken, die auch in einer Übersetzung zu vollem Leben erwachen, greift die Parallele fehl. Sie verkennt ein Grundelement des Kraus'schen Schaffenszwanges, das Besondere seiner Dialektik. Denn seine Gedankenwelt, die durch die Zudringlichkeiten eben jener Außenwelt, die sich durch Ideen fortbewegt, erst in Schwingung gerät, empfängt in ihren witzigsten Auslassungen wie in ihren visionärsten Gestaltungen ihre eigentliche Leucht- und Überzeugungskraft so sehr vom Geist der Sprache, der sie sich täglich neu entbindet, daß sie ebenso unübertragbar erscheint wie sein Stil, der den innersten Lebensnerv dieser Sprache in einer Weise bloßlegt, daß (wie Goethe sagt) jedem Wort der Ursprung nachklingt, wo es sich herbedingt. In Lichtenberg jedoch scheint in der Tat eine satirische Denkkraft vorgeboren, deren sprachliche Tektonik etwas von jenem elementaren Stilprinzip durchschimmern läßt, dessen völliges Erfühlen und Verdeutlichen — verbunden mit dem Mut, die eigene Vorstellungskraft den strengen Forderungen dieses sprachlichen Prinzips bedingungslos zu unterwerfen — Karl Kraus nicht bloß zu einem glänzenden Stilisten, sondern zu einem stilistischen und denkerischen Phänomen macht. Diese Gabe nun oder richtiger dieses Verhängnis, gleichsam den Geist der Sprache für sich denken zu lassen und ihm traumwandlerisch in die Labyrinth einer Vorstellungswelt folgen zu müssen, wo sich aufdämmernde Erkenntnisse nicht mehr rational begreifen, sondern wie Licht und Luft und alles, was ohne Anfang, ohne Ende und ohne Sinn und Unsinn ist, nur mehr geistig einatmen lassen — dieses bei aller Treffsicherheit scheinbar Zweck- und Ziellose einer schöpferischen Selbsterschöpfung, — das derzeit noch mystisch

Verhüllte dieser vehementen Selbstentblößung ist es, das den originalen Wert des Verfassers der »Sprüche und Widersprüche« bedingt und ihn von allen Vorläufern, auch von dem völlig unpathetischen, mehr auf den Intellekt der Spekulation als auf den des Temperaments gestellten Lichtenberg unterscheidet. Den geachteten Kunstdenkern aber ist gerade dadurch dieser unqualifizierbare Denkkünstler höchst verdächtig. Sie empfinden das Knarren der Angeln, aus denen hier eine Welt der flüchtigsten Erscheinungen gehoben ist, als die Leistung und den Energieaufwand von Haß und Liebe, der diesen flüchtigen Mikrokosmos künstlerisch perspektiviert und in überwirklichkeitsgelteurer Verzerrung festhält, als das Geräusch, und zwar als ein umso disharmonischeres Geräusch, je mehr sich dieser künstlerische Aufwand vom motivlichen Anreiz entfernt, je verböhrt in sich dieser Distanzierungstrieb erscheint. Sie erblicken darin nur den Bluff einer Methode, deren sinnfälliger antagonistischer Mechanismus (vielleicht nur weil er aus sich kein Geheimnis macht) ihnen allzu plausibel und daher geistig leer zu laufen scheint. Diese so gründlich auf- und abgeklärte Zeit erkennt zwar den Lyriker, den Epiker, den Dramatiker (oft in abgegriffenen Exemplaren) als denkenden Künstler an, aber sie läßt den satirischen Gestalter ihrer Unkultur weder als Denker noch als Künstler gelten. Diese Zeit hat Hogarth und Goya, die grotesken Sittenschilderer ihrer Zeit und ihres Landes, als künstlerische Revolutionäre entdeckt und ihre große Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der neueren Kunst dem Verständnis erschlossen. Sie selbst aber verschließt sich dem letzten Verständnis einer in und aus ihr wirkenden literarischen Persönlichkeit, deren geistige Ätzkunst nur in dem graphischen Werke der genannten Bildkünstler ihresgleichen hat. Ist es nicht seltsam, daß sie den »Strichwitz« bei Goya als sublimen Reiz der künstlerischen Rhythmik zu würdigen versteht, während ihr das analoge Mittel, die Konzentrationskraft des künstlerischen Ausdrucks zu verdichten, bei Karl Kraus — nämlich sein Wortwitz — wider den Strich geht? Dort findet sie durch Witz und Pathos den dunklen Urgrund eines künstlerischen Wirkens erhellt, das dem eminent Zeitbefangenen des Sujets in einer oppositionell-persönlichen Darstellung den außerzeitlichen Rhythmus gab. Hier, wo der moderne Zeitgeist selbst die Reibungsfläche ist, an der eine stets sprungbereite, ins Dunkel ihrer geheimnisvollen Sendung geschmiedete Phantasie sich zu sich selbst befreit, indem sie sich zu Visionen entflammt, die wie blitzartige Erleuchtungen plötzlich in greller Schärfe, in weher Nähe und gespenstischer Losgebundenheit eine Welt aufspringen machen, die im stumpfen Licht des Alltags fern und vermummt, gleichgültig und unverrückbar daliegt — hier, wo sie keine lebendige Vergangenheit, sondern ihre verlebte Gegenwart attackiert fühlt, verliert diese Zeit die Witterung für das Außerordentliche eines Gärungserregers wie Karl Kraus. Hier wertet sie Witz und Pathos als Effektpole eines technischen Raffinements, während es in Wahrheit wie bei Goya die Affektpole einer Anschauung — zwar keiner geläufigen Welt, doch einer ungeläufigen Mitweltanschauung — sind. Schließlich aber hat es seine tiefere Bedeutung, wenn

der spitzfindige Kunstverstand einer Zeit, die die Lösung der Welträtsel im Kopf und ihre eigene Auflösung im Herzen trägt, einer künstlerischen Phantasie Gefolgschaft weigert, die ihm verruchterweise nichts mehr zwischen den Zeilen, aber alles über den Zeilen zu lesen übrig ließ. Denn aus der Notgedrungenheit dieses Unverständnisses (das immerhin schon fühlen mag, daß hier ein Stein des Anstoßes sich allgemach zu einem Markstein auswächst), nicht aus der Beiläufigkeit von Mißverständnissen ist dieses Dasein Karl Kraus erst als ein Schicksal zu begreifen.

Diese grundlegende Erkenntnis läßt sich nun freilich nur aus einer gründlichen Kenntnis der Gesamtleistung schöpfen. Der Vortrag einzelner, zum Teil natürlich auch mehr wirksamer als in tieferem Sinn¹ charakteristischer Bruchstücke kann diesen entscheidenden Eindruck kaum vermitteln. Ja, es fragt sich, ob der Umstand, daß sich hier eine tief absonderliche, immerhin noch vieldeutige Erscheinung, von der nur feststeht, daß sie im gegenwärtigen deutschen Schrifttum ohne Beispiel ist, dem Publikum gewissermaßen von ihrer zugänglichsten Seite zeigen muß, den Zugang zu dieser Erkenntnis nicht vielmehr verlegt. Die lebhafteste Anerkennung, die Karl Kraus als Interpret seiner Schriften findet und die ihm auch hier von einem überraschend zahlreich versammelten Auditorium spontan gespendet wurde, vermag mich in dieser Ansicht nur zu bestärken. Denn in mir wurzelt das Gefühl, daß ein gut Teil dieses Beifalls dem prompten Auffassungsvermögen entspringt, mit dem das Publikum an einer im Tiefsten schwer verständlichen Persönlichkeit zunächst das Wirksame ihres Mißverständlichen aufgreift — das heißt: jenes unmittelbar Verständlichen, das ihr tiefstes Wesen mehr verschleiert als enthüllt. So wird z. B. der minder orientierte Hörer, der einem »Humoristen« sein willfähriges Entgegenkommen zu bekunden wähnt, hinter der grotesken Laune, die jene drastischen Satiren wie »Die Welt der Plakate«, »Der Biberpelz«, »Der Traum ein Wiener Leben« schuf und vortrug, schwerlich das Pathos einer Weltbetrachtung wittern, dem die ernst und einsam ragende Kulturtat der dreizehn Fackel-Jahrgänge zu danken ist. Die volle Harmonie dieses Verbundenseins zweier scheinbar unvereinbarer Ausdrucksextreme wird gewiß nur jenen eingehen, die die tragische Resonanz einer solchen Weltbetrachtung auch noch aus ihren heitersten Varianten herauszuhören vermögen. Mit umso größerem Nachdruck aber ist nach dieser prinzipiellen Feststellung hervorzuheben, daß der Abend gerade dem Kenner des Kraus'schen Schaffens eine Überraschung bot. Es erwies sich nämlich, daß in der äußerst luziden Art des Vortrags, der hell, scharf und eindringlich — ohne eine Spur jener Sonorigkeit, auf die die Brusttöne der Überzeugung angewiesen sind — im wesentlichen mehr das Wie als das Was der Gestaltung betont, einige Glossen und aphoristische Betrachtungen zu besonderer Geltung kamen, denen man diese zarte Leuchtkraft kaum zugetraut hätte. Wie etwa »Tag der Kindheit« und »Ostende, erster Morgen«: an welch letzterem Beispiel besonders klar wurde, wie sehr die eigenartige Reizempfindlichkeit, die diese kleinen satirischen



Gebilde konzipiert, jener des Lyrikers verwandt ist. Die energischste Zusammenfassung aber aller jener Momente, die auch dem Ahnungslosen eine Ahnung von der wesentlichen Bedeutung dieser Kampfnatur vermitteln können, bedeutete der Vortrag der »Chinesischen Mauer«: Hier, wo Karl Kraus es wagen durfte, Zitate aus Shakespeare und aus der Apokalypse in einer Weise anzubringen, daß sie wie aus seiner eigenen Schöpferglut gehoben scheinen; hier, wo in dem visionären Feuer der Paraphrase der stoffliche Anlaß wie zu Asche verbrennt; hier, wo ein elementares Ethos zu jener bezwingenden Geberde ausholt, die einer Moral, die davon lebt, ihren Bekennern die Hölle auf Erden heiß zu machen, ihren Himmel auf Erden verhängt — hier, wo nur mehr der Rhythmus einer schöpferischen Leistung sprach, hier konnte auch der allgemeine Beifall nur dem künstlerischen Einklang von Vortrag und Gestaltung gelten.

Wir danken Karl Kraus, daß er unserer Anregung, in Innsbruck zu lesen, gefolgt ist, und hoffen, daß er gelegentlich auch einer neuerlichen Einladung Folge leisten wird.

Ludwig von Ficker.

In den »Innsbrucker Nachrichten« (5. Jänner 1912):

Karl Kraus als Vorleser, seine eindringlich zupackende, kristallklar Glied an Glied reihende Sprachtechnik, seine Dynamik und Melodik wären schon ein Kapitel für sich. Jedes Für oder Wider über Karl Kraus müßte in einer Weise vorgebracht werden, die dem Niveau seiner geistigen Schärfe und der Schlagkraft seines Temperamentes entspräche, wenn der Beurteilende nicht selbst Gefahr laufen soll, seine eigene Inferiorität und Geringwertigkeit gegenüber dem Beurteilten zu erweisen und die Unfähigkeit zu dokumentieren, zu höheren Werten ebenbürtige Beziehungen zu gewinnen. Dieser Forderung dürfte schon subjektiv nicht so leicht zu entsprechen sein, objektiv aber scheint sie schon gar durch die zeitliche und räumliche Beschränkung eines kurzen Nachtreferates nicht erfüllbar. Das will heißen: Wer Karl Kraus mit ein paar Zeilen abtun möchte, ist kaum ernst zu nehmen und darum ist es keine mühsame Gier nach Besonderheit (um damit, vielleicht stillvoll, der Eigenart des gestrigen Abends ein Referat gegenüberzustellen, das eine besondere Wendung aufweist), wenn ich im folgenden nicht über den Vortragenden selbst, sondern über das Publikum ein paar Worte anschließe, die natürlich auch wieder auf ihn ein Schlaglicht zurückwerfen. So sehr Karl Kraus vielen Wienern verhaßt ist, so weit gilt er schon als geistige Potenz und fängt bereits an — so grotesk es anmuten mag — einer respektierten Autorität ähnlich zu werden, so daß nicht wenige, die ihm Beifall zollen, damit einen äußeren Nachweis ihrer eigenen Geistesschärfe zu erbringen glauben, ob sie ihn nun wirklich verstehen oder nicht. Aus dieser Angst, sich als begriffsstützig oder unintelligent bloßzustellen, erkläre ich mir bei einem Teil des Wiener Publikums das atemlos rasche Einsetzen des Beifalls gleich nach Vollendung des letzten Wortes, was keineswegs immer echt anmutet, da kaum anzunehmen ist, daß

fein pointierte Aphorismen auch wirklich im Augenblick des Hörens verstanden werden, oder daß sie den Zuhörern bereits durch eigenes Lesen geläufig sind. Hier in Innsbruck setzte der Beifall immer ein bißchen später ein, ein paar Sekunden nachhinkend, als läge dazwischen noch ein kurzes Überdenken und verstehendes Erfassen. Für seine Echtheit scheint auch die Hartnäckigkeit zu sprechen, mit der Karl Kraus immer wieder hervorgerufen wurde und eine Zugabe nach der anderen anfügen mußte, trotzdem das angekündigte Programm schon um einige Nummern erweitert worden war. Und so gestaltete sich der Abend zu einem starken Erfolg für Karl Kraus und nicht minder für unser Innsbrucker Publikum. Durch seinen reichen Beifall hat dieses Publikum sein Verständnis bekundet, durch sein zahlreiches Erscheinen das ernst zu nehmende Interesse und so erscheint auf Grund dieses zweifachen Erfolges das Unternehmen des »Brenner«, der diesen Abend veranstaltet hat, doppelt verdienstlich.

K. Sch.

Ebenso in der sozialdemokratischen ‚Volkszeitung‘ (5. Januar) Desgleichen im ‚Weckruf‘, während der ‚Tiroler Wastl‘ — es muß auch Wasteln in Tirol geben — zwar den außerordentlichen Erfolg zugibt, aber wegen der unnatürlichen Art des Vortrags und auch wegen des »Inhalts der verlesenen Schriften«, die »sich nur durch ihren glänzenden Stil über Variété-Vorträge ähnlicher oder gleicher Art erheben«, bedauert. Die klerikale Presse schwieg in Vertretung des Wiener Freisinns. Dieser hatte kurz vorher die Genugtuung erlebt, daß über den letzten Wiener Abend bloß in Kopenhagen etwas zu lesen war. Leider wurde sie ihm nachträglich durch die Besprechung einer Wiener Zeitschrift getrübt. In ‚Ton und Wort‘ (12. Heft) hieß es:

Die Schwierigkeit, Karl Kraus zu ignorieren, wächst. Denn sein Publikum tut nicht mit, dieses Publikum, das ihm über neunhundert Köpfe stark am letzten Vorleseabend im Beethovensaal immer wieder jubelte und durch ungestümen Beifall ihn fast eine Stunde länger als die gesetzte Zeit festhielt. Das ist eine durch kein offizielles Gazettenschweigen wegzuschaffende Tatsache. Ebenso, daß Kraus sich diesmal selbst überbot, daß man schwankte, was mehr bewundern, den schöpferischen Haß dieses Gehirnes oder die von allen rhetorischen Mätzchen freie und prachtvoll unmittelbare Art seines Vortrages, mit der er eine Reihe äußerst glücklich gewählter Stücke seines jüngsten Schaffens, die schon im Lesen von wirksamster Stärke waren, zu richtigen Erlebnissen gestaltete. Wenn es für die innerste Rechtlichkeit Karl Kraus' eines Beweises bedürfte, wer ihn damals hörte, müßte sie ihm — und wäre er auch sein erbittertster Gegner — unbedingt zugestehen. Und das bleibt ja schließlich die Hauptsache.

Pro domo et mundo

In der nächsten Zeit wird das Aphorismenbuch »Pro domo et mundo« im Verlag Albert Langen, München, als der vierte Band der »Ausgewählten Schriften« erscheinen. (Diese Bezeichnung, die ursprünglich nur für eine spätere Ausgabe geplant wurde, wird schon von der im Verlag Langen erscheinenden geführt. Somit ist die Bemerkung in Nr. 274, daß »Sprüche und Widersprüche« zunächst außerhalb der Reihe der Ausgewählten Schriften erscheinen, überholt. Dieses Buch ist das zweite in der Reihe der »Ausgewählten Schriften«. Andererseits wurde die wiederholte Ankündigung von »Kultur und Presse« von dem Nichterscheinen des Werkes Lügen gestraft. Aus zwingender Rücksicht auf die Distanz des Buchlesers zur ganzen Ausgabe wurde die Sammlung dieser zum Teil schon redigierten ersten Aufsätze auf einen späteren Zeitpunkt verschoben, von dem sich die rechte Wertung gerade dieses polemischen Abschnittes leichter ergeben wird.) »Pro domo et mundo« ist 180 Seiten stark und hat sieben Abteilungen: I. Vom Weib, von der Moral. II. Von der Gesellschaft. III. Von Journalisten, Ästhetern, Politikern, Psychologen, Dummköpfen und Gelehrten. IV. Vom Künstler. V. Von zwei Städten. VI. Zufälle. VII. Pro domo et mundo. — Bearbeitung, Komposition und Korrekturen dauerten vom August 1911 bis Mitte Januar 1912. Daß das Alte ein Neues geworden ist, muß denen, die lesen können, nicht gesagt werden. Gerade ihnen aber: daß ich einen der nicht nur die technische Mühsal eines solchen Buches trage, half, zu Dank verpflichtet bin, dem Mitarbeiter der »Fackel« Richard Weiß, der dem Wachstum dieses Werkes, wie frühere andere Freunde, und damit den Zweifeln nahestand, die nicht müde werden, den müde zu machen, der ihrer fähig ist. Wäre aber die Autonomie des Sprachlichen vor deutschen Lesern schon besiegelt, so gäbe es eine noch bessere Lösung als die Verständnis des verständigsten Beurteilers: von immer zwei Wegen die von Wort zu Wort führen, beide wählen und kein Buch erscheinen lassen, sondern seine Korrekturen.

Wien

Ein Panorama von **Karl Kraus**

Die Gesellschaft

»Ein Straffall, der das Landesgericht seit Monaten beschäftigt hat, wurde gestern vor einem Erkenntnisenate zu Ende geführt. . . Der Pelz verschwand am 15. Dezember 1910 gegen Mitternacht aus der Garderobe des Festsaaes im Kriegsministerium, in welchem damals ein Rout des Kriegsministers stattfand. . . Am nächsten Morgen fand man in der Garderobe einen Überzieher, dessen Eigentümer offenbar den Pelz des Kommerzialrates mitgenommen hatte. In einer Tasche des Überziehers stak ein Brief an eine Dame, unterschrieben von einem Herrn mit französischem Adelstitel. Es war dies der einzige Anhaltspunkt zur Eruiierung des Täters, und es gelang auch wirklich der Polizei, einige Wochen später den verschwundenen Pelz in der Wohnung des Friseurgehilfen Josef Bohacs zu finden. . . Als Angeklagter hatte Bohacs zugegeben, daß er Friseurgehilfe sei, aber einen inneren Drang zum Dichten fühle. Und da ihn sein Beruf als Damenfriseur in die feinsten aristokratischen Kreise führte, habe er Gelegenheit gehabt, sein Talent zu offenbaren. Er sei zu Jours und Damenzirkeln bei der Gräfin M., der Gräfin Sch. und anderen Aristokratinnen geladen gewesen, wo er Theaterstücke aus seiner Feder vorlas. — Präs.: Aber wie kamen Sie zu dem Pelz des Kommerzialrates Sch.? — Angekl.: Durch meinen Verkehr in diesen Kreisen lernte ich auch vornehme Herren kennen, und ein Offizier lud mich ein, den Rout beim Kriegsminister zu besuchen. Ich wartete vor dem Tor, als der Offizier aber nicht kam, ging ich hinauf. — Präs.: Ließ man Sie denn ohneweiters ein? — Angekl.: Es wurden keine Eintrittskarten verlangt, es waren ja nur geladene Gäste. — Der Angeklagte erzählte nun, daß er sich auf dem Rout sehr gut unterhielt, und namentlich dem Champagnerbufett, in welchem lebenswürdige junge Damen die Honneurs machten, eifrig zusprach, so daß er auch von Leidenschaft für eine der anwesenden jungen Damen erfüllt wurde. Als er nun, vom Rausche des Weins und der Liebe erfaßt, einer jungen Dame, die das Fest verließ, naheilte, habe ihm nächst der Garderobe ein Feuerwehrmann in einen Überrock geholfen. Erst am Morgen entdeckte er, daß dies ein Pelz war, der nicht ihm gehörte. Er sei noch im Laufe des Tages zum Portier des Kriegsministeriums gegangen und habe sich erkundigt, wem der Pelz gehöre, doch erhielt er keine Auskunft. . . Präs.: Wie kommen Sie zu Visitenkarten mit dem französischen Adelstitel? — Angekl.: Meine Gönnerinnen hatten mir geraten, ein Pseudonym zu wählen, um leichter Zutritt in ihre Zirkel zu erhalten, ohne beim Portier aufzufallen. . . . In der gestrigen Fortsetzung des Prozesses berief Bohacs sich erregt darauf, daß sein Vater ein gutsituierter Mann sei und daß ihm, der im Hause von angesehenen Gräfinnen verkehrte, eine so niedrige

Handlung nicht zuzumuten sei. Ein Antrag des Verteidigers, jede einzelne der aristokratischen Damen, bei denen Bohacs verkehrte, als Zeuginnen über seinen Charakter vorzuladen, wurde von dem Gerichtshofe als irrelevant abgelehnt . . . Die Feuerwehrmänner, die den Dienst in der Garderobe versahen, erklärten, es könne niemand dem Angeklagten den Pelz gereicht haben und er müsse ihn selbst genommen haben. Der Gerichtshof sprach Bohacs in Betreff des Diebstahls frei, verurteilte ihn jedoch wegen Betruges zu einem Monat strengen Arrests. ◀

Der Ruhm

◊ Ein Rückblick, der die verflossenen 50 Jahre in Betracht zieht und der für Wien ersprießlichen Geschehnisse gedenkt, wäre unvollkommen, würde er sich nicht auch mit einem Manne befassen, der im Laufe dieser großen Spanne Zeit sich besondere Verdienste um die Stadt erworben hat. Wird der Chronist einmal darangehen, die Männer der letzten Jahrzehnte in Betracht zu ziehen, so wird man unbedingt bei der Person des Herrn Ludwig Riedl halt machen müssen. Er selbst will nichts anderes von sich gelten lassen, als den treuen, guten, echten Wiener von altem Schlag, dem seine Vaterstadt und sein Land über alles gehen.

Nennt man das Wahrzeichen unserer Stadt, den Stephansdom, der den aus der Ferne Heimkehrenden grüßt, so muß man unwillkürlich des Mannes gedenken, der dem stolzen Dom benachbart haust und wie der »Stock im Eisen« untrennbar ist von jenem alten Wien, das heute leider nicht mehr allzu stark erhalten ist. Man nennt ihn nur den »Cafétier vom Stephansplatz«; unter diesem Namen kennt ihn ganz Wien und in der Welt draußen ist sein Renomee genau so groß wie bei uns daheim. Ludwig Riedl hat man's nicht an der Wiege gesungen, daß er dereinst berufen sein wird, zu jenen Männern zu zählen, die in das Gefüge dieser Stadt durch ihr Temperament, ihren Biedersinn, ihren Patriotismus, aber auch durch ihren ausgesprochenen Wohltätigkeitssinn eingreifen werden. Er hat von der Pike auf gedient, hat sich die Mittel für das große, am Kontinent in seiner mit Eleganz vereinten Wiener Note einzig dastehende Lokal am Stephansplatz selbst erworben und ruhte nicht, rastlos vorwärts strebend, bis er sein Café, das Café de l'Europe, zu einer so großen, für das vornehme Wiener Gesellschaftsleben unentbehrlichen Institution machte.

Ehe wir an eine Schilderung des Aufschwunges und der stetigen Vergrößerungen des Café de l'Europe schreiten, müssen wir erst eine Silhouette des Mannes zeichnen, der so Großes leisten konnte. Ludwig Riedl ist der Typus des Wiener Patriziers. Sein Geschäft geht ihm über alles, betritt er sein Lokal, dann will er nichts anderes sein, als der Kaffeeseider, dem das Wohl seiner Gäste am Herzen liegt. Hat er aber sein Lokal verlassen, dann ist Ludwig Riedl der Wiener Grandseigneur, der mit warmem Herzen durch die Straßen geht und sein ganzes Sinnen seiner Vaterstadt zuwendet. Er betätigt sich aber nicht nur mit dem

Wort, er ist auch der Mann der Tat. Sein stolzestes Werk ist die Verwirklichung des Monuments der Kaiserin Elisabeth, das, Kunde gebend von der Liebe der Wiener für die verewigte Kaiserin, sich im Volksgarten erhebt, und nicht nur von hohem Kunstwert ist, sondern auch Zeugnis ablegt von der Treue und Opferwilligkeit der Wiener, denen die Landesmutter, die unvergeßliche Fürstin, niemals aus der Erinnerung schwinden wird.

Ganz still setzt sich Riedl an die Spitze von wohlthätigen Institutionen, er trocknet die Tränen der Unglücklichen, und wenn sein Zweck erreicht ist, dann genügt ihm das; dann will er keinen anderen Dank als den, den die Tat selbst gewährt. Ludwig Riedl zählt zweifellos zu den populärsten Wiener Erscheinungen, jedes Kind kennt ihn auf der Straße, er hat die Gemütlichkeit, aber auch den Humor und die »Reschen« der alten Wiener. Kein Zug ist an ihm unwienerisch. Er ist ein Freund der frohen Feste, er sieht gern frohe Gesichter um sich, und wenns recht gemüthlich ist, dann ergreift er das Wort und zieht die Runde durch seinen treffenden Ausdruck, durch das Kernige seines Wesens in seinen Bann. Die Aristokratie, die Spitzen der Behörden, Exzellenzen, Minister und Künstler haben wiederholt den Anlaß ergriffen, Ludwig Riedl ihrer Sympathie zu versichern. Allbekannt ist Riedls tiefe, echt religiöse Empfindung. Und besonders ist es ein Name, der anfeuernd auf ihn wirkt, der sein Herz erhebt und seine Pulse höher schlagen läßt. Es ist der Name der Kaiserin Elisabeth. Für ihr Andenken ist er unermüthlich tätig, und durch seinen Patriotismus reißt er alle mit, ob's jetzt dem Kirchlein auf dem Schneeberg gilt oder dem stolzen Monument oder irgendeinem stillen Gedenktag. Eine solche Vereinigung von Herz, Gemüt und echtem Edelsinn ist es, die die Spitzen des Reiches schon wiederholt veranlaßt hat, Ludwig Riedl das stolzeste Lobeswort zu sagen, das es für diesen Menschen gibt: Ein Bürger, auf den seine Vaterstadt stolz sein kann.

Das Café de l'Europe war natürlich nicht von allem Anfang an das, was es heute ist, der Zusammenkunftsort der vornehmen Welt, der Mittelpunkt des Fremdenstroms, der sich durch Wien ergießt. Mag der Fremde in welchem Hotel immer abgestiegen sein, mag er welcher Nationalität immer angehören, es ist selbstverständlich, daß er sich bei einem Spaziergang durch die Stadt auch im Café de l'Europe einfindet, wo er sicher ist, Menschen aus aller Herren Länder zu begegnen. Das Lokal wurde von Ludwig Riedl aus kleinen Anfängen zu einem Lokal von weltstädtischer Bedeutung gehoben. Immer mächtiger strebte es seiner Vervollkommnung entgegen, immer mehr dehnten sich die Räume, immer größer wurde der Komfort, bis das Café endlich durch den vor Jahresfrist erfolgten Zubau im ersten Stock sich in seiner heutigen vollkommenen Gestalt präsentiert.

Welch wunderbares großstädtisches Bild, wenn an einem Sonntag Nachmittag die ganze vornehme Welt sich im Café de l'Europe trifft, alle Räume bis auf den letzten Platz besetzt sind, und im ersten Stock des Kaffeehauses die eleganten Besucherinnen herniederblicken auf den

Stephansplatzkorso. Oder gar nach einem Ballfest! Da gibt es keine Patronesse, keinen eleganten Domino, keinen Kavalier, der einen angebrochenen Ballabend als abgeschlossen bezeichnen würde, ehe er nicht im Café de l'Europe gewesen ist.

Nebst der Person des populären Kaffeesieders ist es auch die treffliche Direktion des Kaffeehauses, die dem Gast den Besuch dieses Cafés so angenehm macht; es geht alles am Schnürchen, der größte Andrang findet hier durch die meisterhafte Kaffeehausleitung befriedigende Lösung.

Ludwig Riedl ist natürlich nicht müde, er ruht nicht etwa auf seinen Lorbeern, er reist fleißig in der Welt herum, besieht sich alles genau, kennt Deutschland und Frankreich so gut wie England und die Riviera und hat an allen Orten Studien gemacht, um die Erfahrungen seiner Auslandsreisen in Wien zu verwerten. Freilich, viel hat er nicht lernen können, denn wo Riedl auch hinkam, überall wurde er als »Cafetier vom Stephansplatz« gefeiert, überall hat er den Ruf der Wiener Cafetiers hingetragen.

Die Erscheinung Riedls, sein fesches, ungezwungenes Wiener Wesen, seine Beliebtheit in allen Kreisen der Gesellschaft, das alles macht ihn bei festlichen Ereignissen, bei denen das Bürgertum hervortritt, bei Bällen in Komitees und Wohltätigkeitsveranstaltungen zu einem unentbehrlichen Faktor im Leben der Stadt, die ihm die Liebe und Zuneigung, die er ihr seit Jugendtagen entgegenbringt, zehntausendfach vergilt. Und so findet man es gewiß begreiflich, daß seine zahllosen Freunde schon jetzt sich rüsten, um das im März 1912 stattfindende fünfundzwanzigjährige Geschäftsjubiläum dieses echten und treuen Bürgers würdig zu begehen.«

Die Liebe

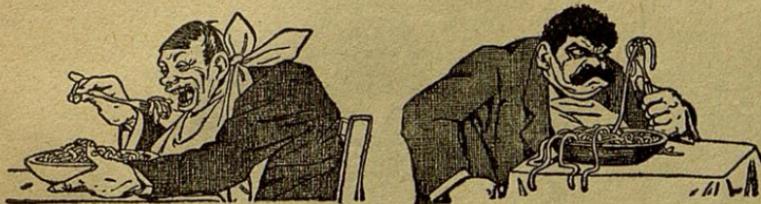
»Ja, so ein Hüpfen,
Ja, so daneben,
Das würzt das Leben
Na eben, eben —
Und hüpfst du einmal
Zum Rendezvous —
Dann hüpfst du, hüpfst du, hüpfst du, hüpfst du,
Hüpfst du immerzu!«

Der Korso

»... und kaum zwanzig Meter hinter ihm läuft ein Kellner und brüllt: „Aufhalten! Aufhalten!“ Im Nu staut sich die Menschenmenge, alles drängt dem Flüchtling nach, und bevor noch eine Sekunde vergangen ist, hat man ihn schon. Zehn, zwanzig Menschen werfen sich ihm in den Weg, und schon hält ihn ein Wachmann am Arm, um ihn zum Polizeikommissariat zu führen. Eine dichte Menschenmenge folgt. Mit fliegendem Atem erzählt der Kellner: „A so a Fallott, a so a hunds-miserabliger. Mir haben uns eh glei denkt, daß der sich drucken will. Den

Rock hat er net auszog'n, und g'schlickt hat er wie net g'scheit. A Gollasch, an Kas und Stucker vier Hausbrot hat er g'fressen. Das Seidl Bier hat er stehn lassen. Und nachher is er mit an Ruck draußen g'wesen. A so a Fallott! . . . '«

Die Reklame



Die heilige Nacht

»Am Weihnachtsabend ist in Wien ein Totschlag begangen worden. In einem Gasthaus in der Gumpendorferstraße saßen der 21jährige Tischlergehilfe Thomas Kalovszky, Rudolfsheim, Sechshausenstraße Nr. 74 wohnhaft, und sein Freund, der 18jährige Tischlergehilfe Anton Lanik, Rudolfsheim, Hollergasse Nr. 13 wohnhaft, in größerer Gesellschaft. Die jungen Leute hatten den heiligen Abend im Wirtshaus verbracht und getrunken. Sie hatten sich dabei nach ihrer Art unterhalten. Anfangs ging es harmlos zu. Dann hat jemand die Wette vorgeschlagen, ob man imstande sei, fünfzehn Stück Zervelatwürste auf einem Sitz zu verzehren. Kalovszky versicherte, er könne es, und Lanik meinte, daß er es nicht imstande sei. Es wurde eine Wette proponiert, und man beschloß, um 25 Liter Bier zu wetten, daß Kalovszky die Würste nicht verzehren könne. Kalovszky begann die Würste zu essen. Eine nach der anderen verschwand in seinem Mund. Es dauerte geraume Zeit, bis endlich auch die letzte der fünfzehn Würste hinuntergeschlungen war. Er erhielt allgemeinen Beifall. Nun sollte Lanik die 25 Liter Bier zahlen. Dazu hätte er sich verstanden. Wegen Bezahlung der Würste entspann sich aber ein Streit. Kalovszky behauptete, Lanik müsse für die Würste aufkommen; Lanik behauptete aber, daß er wohl die Wette, aber nicht die Würste zu bezahlen habe. Der anfänglich scherzhaft geführte Streit wurde immer erbitterter, und schließlich forderte Kalovszky den Lanik auf, mit ihm hinauszugehen, um dort die Angelegenheit auszutragen. Lanik war sofort bereit. Beide traten auf die Straße. Dort begannen sie sofort zu raufen. Kalovszky zog als erster sein Messer und führte gegen Lanik einen Stich, der aber fehlging. Nun zog Lanik ein dolchartiges Messer und stieß es dem Freund wuchtig in die linke Brustseite. Kalovszky stürzte sofort bewußtlos zusammen. Lanik flüchtete gleich nach der Tat. Aus dem Gasthaus kamen Leute, Passanten sammelten sich an. Man rief nach der Polizei und nach einem Arzt. In Strömen rann das Blut aus der Todeswunde. Die Rettungs-Gesellschaft entsendete eine Ambulanz mit

Inspektionsarzt Dr. Lindenbaum. Der Arzt verband den Bewußtlosen und brachte ihn ins Sophienspital. Dort ist Kalovszky bald nach erfolgter Aufnahme gestorben. Noch im Laufe der Christnacht wurde Lanik von einem Sicherheitswachmann in seiner Wohnung, Hollergasse 13, verhaftet. Er war ruhig im Bette gelegen und hatte geschlafen. ◀



Vision vom Wagentürlaufmacher

Und sie lebten vom Gruß. Ein Volk von Wagentürlaufmachern, das ich aber nicht, wie jene tristen Antiösterreicher, wegen seiner Unfreiheit hasse, sondern wegen meiner Freiheit. Allerwärts sprang einer aus dem Boden, den man nicht brauchen konnte und der darum den Hut zog. Fuhr ich, so lief einer nach; denn ich fuhr und er hatte den Schlag noch nicht geöffnet. War weit und breit kein Wagen zu sehen, so war ein Mann, der öffnete. Er muß von fernher gekommen sein, atemlos, aber er hatte geahnt, daß ich ihn nicht werde brauchen können, und erschien wie der Blitz. Nein, das flaster hatte ihn ausgespöen. Es ist unbegreiflich. Er entstand vor meinen Augen, hier war er noch nicht und hier ist er schon. So tanzt er vor mir her und macht ohne Dank die Gebärde, als ob er auf eine Klinke drückte. Sie ist ihm Unterpfand seiner Hoffnung und alles. Ich fasse die unsichtbare Klinke und wehre mich mit Geistesgegenwart. Ein betrunkenener Kutscher muß mich dorthin geführt haben, wohin ich nicht sollte. Er ist mit Dem im Bunde, der von der Klinke nicht läßt. Jetzt klirrt ein Fenster, die Klinke bleibt, an ihr eine Hand, an ihr ein Mann, der mit der andern Hand unaufhörlich eine Mütze zieht. Er wird nicht müde, denn er wechselt ab. Er erklärt sich zu Überstunden bereit. Nun halte ich einen Leichenwagen an und frage, ob er frei sei. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich — oh letzter Gruß!

